

DFG

DFG

Das Leben im Wort

1926



Schriftleiter: Paul Lindenberg



1926

Wer war es? / Erzählung von Hermann Dreßler

(Zweite Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Der „Centaur“ war zu Polarforschungen tief ins Eismeer eingedrungen und war eingetroffen. Ein Zelt der Mannschaft unternahm einen längeren Jagdausflug. Für die erste Nacht wurden zwei Zelte aufgeschlagen — einer der Schläfer wachte auf und sah unter der Zelthand die glühenden Augen eines unbekannten Wesens, das alsbald verschwand, auf sich starren. Am Morgen fehlte einer der Hunde, nur eine Blutlache war vorhanden. Die Spuren des vermissten Raubtieres waren eigener Art — wie von einem Kiefernmennechen, zweifüßig, mit Krallen. Eine Expedition ward ausgesandt, man fand die Spuren noch einmal, sonst nichts. Bei der Rückkehr fehlten zwei Matrosen. Man forschte nach ihnen; von dem einen fand man nur den Kopf, den anderen entdeckte man in einer Eishöhle — er hatte seinen Verstand verloren, anscheinend infolge eines grauenhaften Erlebnisses.

Hute hatte niemand mehr Lust, sich zum Schlafen niederzulegen. Vielleicht lebte auch in jedem eine geheime Angst, selbst ein Opfer eines dieser Unholde zu werden! — Aber schließlich entschlossen wir uns doch, in die Schlafzacke zu kriechen.

Wir stellten aber diesmal keinen Hund als Wache, sondern ließen das Los unter uns über einen Wächter entscheiden.

Es traf Imhof, der außer seiner Wächte noch eine Pistole mit Leuchtrakete zu sich steckte, um im Falle der Annäherung einer Gefahr den Umkreis unseres Lagerplatzes erhellen zu können. — Kamp sollte, ebenfalls nach Entscheidung durch das Los, den Kameraden in der zweiten Morgenstunde ablösen.

Wir schliefen spät ein und wurden schon nach kurzem Schlummer wieder geweckt, und zwar — durch einen Blüchenschuß.

Wir sprangen sofort auf die Beine und eilten vor das Zelt.

Die Nacht war taghell. Eine Leuchtrakete schwebte am Nachthimmel. — Vor dem Zelte stand Kamp, vor ihm mit den Zähnen knirschend und vor Entsetzen doch am ganzen Leibe zitternd wie Espenlaub. — Neben ihm am Boden lag — der Kopf Imhofs.

Wir griffen sofort zu den Waffen, schossen Leuchtkegel nach jener Gegend ab, nach welcher Kamp — immer noch unfähig, zu reden — wies.

Umsonst! Wir konnten nichts entdecken!

Endlich brachten wir den Erschrockenen zum Reden.

„Ich kam vor drei Minuten hierher, um Imhof abzulösen“, berichtete er. „Da sah ich einen Unhold in gewaltig schnellen Sprüngen über das Eis entfliehen, der in seinen Armen, wie eine große Puppe, einen Körper hielt. Ich erkannte das im Dämmerlicht der Sterne ganz deutlich und feuerte sofort meine Büchse auf den Fliehenden ab. Ob ich ihn getroffen, weiß ich nicht. Ich schoß sofort eine Leuchtrakete ab, konnte aber nichts mehr entdecken. Erst jetzt gewahrte ich mit Schauder das da!“

Er wies auf den blutleeren Kopf, der genau dieselben Symptome zeigte wie das Haupt Sedemanns.

Gräßlich! Entsetzlich! Wir standen wie versteinert.

Ich habe nie im Leben solch überweltliches Grauen mich durchfluten gefühlt.

Unsere Aufregung war ungeheuerlich. An Schlaf war natürlich nicht mehr zu denken.

Wir forderten Kamp, nachdem er etwas zur Ruhe gekommen war, auf, sich einmal genau Größe und Gestalt des heimtückischen Feindes zu vergegenwärtigen.

„Er war mindestens doppelt so groß wie Sie, Herr Doktor“, behauptete er, „ging aufrecht wie ein Mensch und bewegte sich mit der Schnelligkeit eines galoppierenden Pferdes.“

Wir konnten zu seinem Bericht nur ungläubig die Köpfe schütteln.

„Was die Schnelligkeit anlangt“, sagte Bruhns nachdenklich, „so kann Kamp im Rechte sein! Wenn wir annehmen, daß diese Geschöpfe im Gebirge leben, so gehört eine gewaltige Schnelligkeit dazu, von dort aus in einer halben Nacht unser Lager zu erreichen.“

„Ich bin dafür, erst einmal die Stelle aufzufuchen, an welcher Kamp das Untier sah in dem Augenblicke, als er nach ihm schoß“, schlug Ritzmann vor.

„Einverstanden!“ erklärte Dr. Hellmann, aufspringend und zum Gewehr greifend.

Ich schloß mich gleichfalls an. Keiner der Hunde war zu bewegen, die Fährte aufzunehmen.

Kamp führte uns.

Wir spürten mit den Augen am Boden hin wie Jagdhunde.

Richtig! Nach kurzem Streifen trafen wir auf eine Stelle, an der sich einige Tropfen Blut im Schnee zeigten. Es war merkwürdig hell in der Färbung.

„Demnach hat Kamp das Tier angeschossen“, sagte Ritzmann.

„Ist es nicht auch möglich, daß der Körper seines Opfers dieses Blut verloren hat?“ fragte ich.

„Das erscheint mir ausgeschlossen“, entgegnete er. „Warum sollte der kopflose Rumpf erst hier — in einer Entfernung von sechshundert Metern — angefangen haben, Blut zu verlieren? Menschenblut ist außerdem viel dunkler, selbst wenn es, wie hier, sofort nach seinem Austritten gefriert.“

Wir suchten nach weiteren Blutspuren, ohne etwas davon zu finden.

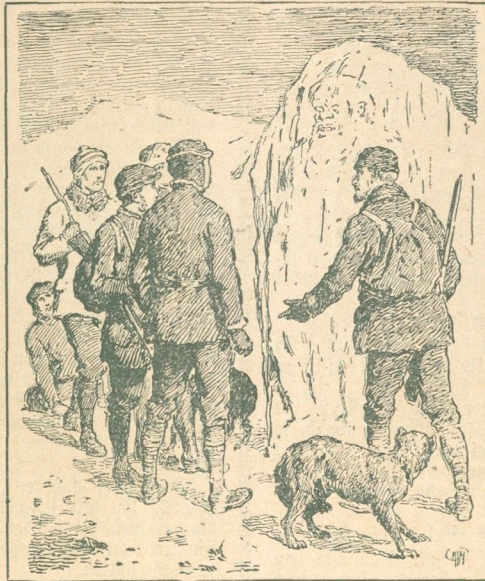
Dr. Hellmann splitterte mit dem Eispickel einige Brocken aus der harten Kruste, nahm ein silbernes Besteckgläschen und legte die gefrorenen Blutstropfen hinein.

„Ich will die Probe dann untersuchen“, sagte er.

Wir kehrten zum Zeltlager zurück.

Dr. Hellmann ging sofort an die Arbeit. Er ließ die Blutprobe auftauen und nahm eine eingehende Untersuchung vor.

Wir sahen ihm gespannt zu.



Frühling / Von Fritz Michel

Glühmilde Sonnensfluten blinken.
Der Tag verträumt wie Glockenklang.
Nachtleise Schleierschatten sinken
In Zitterweissen auf den Blütenhang.

Vom Himmel spiegeln Silbersterne
Ein flüsterweiches Flimmermeer,
Und Nebel raunen aus der Ferne
Ein menschenfernes, süßes Märchen her.

„Nun?“

Er schüttelte mehrmals mit dem Kopfe.

„Es klingt zu phantastisch und absurd,“ meinte er schließlich auf unser Drängen hin. „Ich würde es für das Blut einer menschlichen Abart halten, für das Blut irgendeiner Degeneration unseres eigenen Geschlechtes.“

— Wir hockten uns stumm und grüblerisch um den singenden Teekessel nieder.

Wir waren alle Männer, die dem Tode schon oft und in allerhand Gestalt gegenübergestanden hatten, und Furcht war uns eigentlich eine fremde Erfindung. Aber das Grauen, die höchste Steigerung menschlichen Angstzustandes, hatte uns zähnefletschend angegrinst und saß in unserem Herzen fest.

Es hatte wohl jeder von uns das Gefühl, daß der Tod in graufiger Gestalt um unser Zelt schlich, unsichtbar, unhörbar und doch vielleicht schon wieder sein nächstes Opfer ausfindend.

„Ich bin dafür, daß wir morgen bei Tagesgrauen unsere Zelte abbrehen und wieder zum ‚Centauer‘ zurückkehren,“ sagte Rump, „ich fühle mich keinen Augenblick mehr sicher hier!“

Einige Gefährten pflichteten ihm bei.

Rikmann dagegen protestierte ganz energisch. Er wollte unter allen Umständen den Urheber dieser tödlichen Ueberfälle auf die Spur kommen.

Es entspann sich ein Herüber und Hinüber der Meinungen, an dessen Ende jeder Teil etwas nachgab, so daß wir uns schließlich dahin einigten, den Vormittag nochmals zu einer Jagdstreife durchs Gebirge zu verwenden, dann aber endgültig an Bord unseres Polarschiffes zurückzukehren.

Am Morgen teilten wir uns in zwei Heerhaufen.

Der eine blieb bei den Zelten zurück. Er sollte den Abbruch und die Rückfahrt immer vorbereiten, damit wir nicht allzu großen Aufenthalt nach unserer Rückkehr hätten.

Wir anderen fuhren mit den Rennschlitten dem Gebirge zu, das wie ein großes Rätsel vor uns lag.

Diesmal vereinbarten wir, uns überhaupt nicht zu trennen, sondern als dichtgeschlossene Schar beisammenzubleiben.

Rikmann und Bruhns nahmen die Spitze, wir anderen folgten mit den Hunden.

Die Schlitten ließen wir bis auf zwei am Fuße der Berge zurück.

Wir kamen an die Stelle, an der Hedemann auf jener ersten Jagdstreife seinen Tod gefunden hatte, und errichteten ein schlichtes Kreuz aus zwei Packstöcken.

Rikmann hatte sich unterdes weitergewagt.

In ihm brannte der Forschertrieb zu mächtig, als daß er sich lange mit dem Gedanken an einen Toten befaßt hätte!

Blögliß schreckte uns sein Pfeifensignal auf.

Es ertönte aus einiger Entfernung und schien aus dem Gebirgsmassiv zu kommen, das sich linker Hand aufstürmte.

Sollte er in Gefahr sein?!

Sollte er einem dieser rätselhaften Ungetüme begegnet sein?! Dann war er verloren!

Wir antworteten ihm sofort.

Er gab Gegenzeichen, immer und immer wieder, um uns Weg und Richtung zu zeigen.

Gott sei Dank! Demnach war er doch noch am Leben!

Wir eilten, so sehr es uns der glatte Boden erlaubte, und sahen Rikmanns Silhouette nach einigen Minuten sich vom Himmel abheben.

Er winkte und rief uns etwas zu.

Wir erklimmen die Wand und waren froh, ihn unverletzt vor uns zu sehen.

„Ich habe einen Fund gemacht,“ rief er uns zu, „einen interessanten Fund!“

Er wies auf einen gewaltigen Eisblock, in dem ein Geschöpf eingefroren war.

Auf den ersten Blick fuhren wir alle entsetzt zurück; denn man sah zunächst bloß einen Kopf, der scheinbar ohne Rumpf in der kristallinen, durchsichtigen Hülle schwebte.

Dieser Kopf glich einem riesengroßen Menschenhaupte, nur daß Lippen, Wangen und Ohrmuscheln nicht die rote Färbung trugen, sondern etwa denen eines Bleichsüchtigen glichen.

Der Mund war halb geöffnet, so daß man einen Teil des Gebisses bequem sehen konnte.

„Ein Pflanzenfressergebiss!“ sagte Bruhns auf den ersten Blick. „Anordnung der Zähne genau wie beim Menschen!“

Die Stirn war breit gewölbt und massiv im Bau. Die Kinnladen traten etwas stärker hervor als beim Durchschnittsmenschen, etwa so, wie wir es vom asiatischen Typus kennen. Das Haupthaar war weiß, völlig weiß, fast silberschimmernd.

Mit demselben hellen, fast farblosen Fell war der ganze Körper vom Hals bis herab zu den Fußsohlen überzogen. Daher kam es auch, daß man nur bei näherem, aufmerksamem Hinschauen den Rumpf überhaupt erst bemerkte, der sich von der hüllenden Eisschicht fast gar nicht abhob.

Das fürchterlichste an diesem Geschöpfe waren die Augen. Sie wirkten geradezu grauerregend, entsetzend. Sie standen halb offen wie bei einem, der eben aus dem Schlafe erwacht, und hatten den Ausdruck der Lichter eines anoreisenden Orang-Utan. Die Pupillen waren quer geschlitzt und von grünlicher Färbung, und ihr eigenartiger farbloser Hintergrund erweckte den Eindruck, als ob der Blick dieser Tierleiche Leben hätte und dem Beschauer überall hin folgte.

Die Hunde duckten sich unter diesem Eindruck schweißwedelnd.

Wir selbst standen in heimlichen Schauern des Entsetzens. In mir stieg die Erinnerung an jene frühenden Augen auf, die in der ersten Nacht unter der Zeltpolone hindurch auf mich gestiert und mich vollständig willenlos gemacht hatten.

Tatsächlich schienen von diesen Augen eine hypnotische Wirkung auszugehen, ein feindseliges, gespenstisches Fludium, und keiner von uns konnte längere Zeit den Blick dieser lebendig-toten Augen ertragen.

Rump, der zuletzt herankam, behauptete sofort mit aller Bestimmtheit:

„Ein solches Tier war es, das Imhof tötete!“

„Rechnen Sie dieses Geschöpf unter die Affenarten?“ fragte ich Bruhns.

„Auf jeden Fall unter die Menschenaffen, die ...“ meinte er.

Rikmann schüttelte den Kopf.

„Sie sind anderer Meinung?“ fragten wir.

„Ja, ich halte unseren Fund überhaupt nicht für ein Tier!“

Wir prallten zurück.

„Ein Mensch?“

„Ja!“

Er sagte es ganz bestimmt.

„Vielleicht Ureinwohner der Polarländer?“ suchten wir ihn auszuforschen.

Er suchte die Achseln.
„Vielleicht auch — hm! — eine Degeneration unseres
gleichen!“ sagte er zögernd.

„Aber wie soll sie hierher gekommen sein?!“

„Wir wissen, daß bereits im sechzehnten Jahrhundert
sich tüchtige Männer aufmachten, den Pol zu entdecken. Sie
kamen nicht zurück, und man hörte nie wieder etwas von
ihnen. Ist es nicht möglich, daß sie hier zu bleiben ge-
zwungen waren, weil die Naturgewalten ihre Fahrzeuge
zertrümmerten, und daß sie sich im Laufe dieser vier Jahr-
hunderte dem Klima und den Bodenverhältnissen an-
paßten und auf diese tierähnliche Stufe herabsanken?
France hat uns die Anpassungsstadien im Reiche der
Lebewesen klar nachgewiesen und auch durch zahlreiche
Beispiele erhärtet, daß dazu durchaus nicht Zeiträume von
Jahrtausenden nötig sind.“

„Aber diese Größe! Ich schätze sie auf dreieinhalb bis
vier Meter!“ warf ich zusehnd ein.

„Ja, sie ist erstaunlich!“ gab er zu. „Aber wir wissen
ja gar nicht, bis zu welchen körperlichen Dimensionen sich
das Menschengeschlecht auswaschen könnte, wenn einmal
alle funktionshindernden Störungen des modernen Ge-
meinschaftslebens wegfiele! — Wir wissen ja von Aus-
grabungen her, daß der Mensch früherer Jahrtausende
unsere Generation an Körperwuchs und Muskelkraft be-
deutend überragte, und man darf wohl überhaupt ganz
allgemein den Satz aufstellen, daß der Körper in der Ent-
wicklung immer mehr zurückbleibt, je weiter die Ausbil-
dung des Gehirns und der Nerventätigkeit fortschreitet.“

„Geben wir unserem Funde einstweilen einen neu-
tralen Namen und nennen ihn „das weiße Tier.““ schlug
Brubns vor. (Fortsetzung folgt.)

Wer andern eine Grube gräbt . . .

Skizze von Magdalena Eisenberg.

(Nachdruck verboten.)

Man konnte nicht behaupten, daß die Familien der
beiden Brüder Oskar und Erwin Gnieffe sich öffent-
lich befehdeten. Dazu waren keine greifbaren Gründe
vorhanden; im Gegenteil hatten Bekannte nur den
Eindruck, daß die Brüder und ihre Frauen über
Kreuz und durcheinander sehr wohlgestimmt waren und sich nur
Liebes und Gutes taten.

Aber geheim führten sie einen wahren Guerillakrieg gegen-
einander. Ihre Wurzel hatten die größeren und kleineren Bos-
heiten, mit denen sie sich gegenseitig beglückten, in einem chro-
nischen Konkurrenzneid. Nun waren aber die beiden Brüder nicht
etwa Geschäftsleute und wohnten auch keineswegs in ein und
derselben Stadt, sondern weit voneinander entfernt, und die
Konkurrenz bestand darin, daß sie sich rein persönlich irgendwie
zu übertrumpfen suchten, besonders durch Vortäuschung von
Leistungen und Erfolgen, die gar nicht vorhanden waren, und
durch vorgekauften Reichtum. Wobei ihnen eben der Umstand
zu Hilfe kam, daß sie bei der weiten Entfernung einander nicht
nachprüfen konnten. Da nun aber jeder immer die Lügen des
andern glaubte, benedeten sich die beiden Familien bis zum
glühenden Haß, um — Nichts.

Oskar Gnieffe saß mit seiner Frau am Kaffeetisch, als wieder
einmal so ein echter Prahlbrief von Erwin und dessen Frau
ankam. Frau Oskar Gnieffe wurde abwechselnd blaß und rot
beim Zuhören dieser mit heimlichem Gift gewürzten Lektüre und
überlegte trampschaft, wodurch sie selber das alles in ihrem
nächsten Brief in den Schatten stellen könne — da kam das —
„Ergebnis“. Nämlich in dem Briefe stand zum Schluß, daß die
Kusine Olga „unterwegs“ sei und wahrscheinlich gleichzeitig mit
dem Brief bei Oskar Gnieffes eintreffen würde. Olga sei
einige Wochen bei ihnen — Erwin Gnieffes — auf Besuch ge-
wesen und wäre ganz reizend. Sie wäre ebenso fleißig wie ge-
schickt und — kurz, Frau Oskar Gnieffe würde ihr blaues
Wunder erleben.

Zuerst tobte Frau Oskar gewaltig, daß die Verwandten ihr
„diese Person auf den Hals schickten“. Aber bald besann sie sich
eines Besseren: sie — handelte.

Und als die Kusine Olga dann pünktlich eintraf, wurde sie
mit süßsäuerlichem Lächeln empfangen. Sie käme gerade in recht
ungelegener Zeit; das Dienstmädchen sei eben losgegangen. nun
ja, und Frau Gnieffe sei selber sehr leidend usw. In Wahrheit
hatte die „geniale“ Frau Oskar Gnieffe das Mädchen auf
schnellstem Wege „ausgeborgt“, an eine gute Freundin, auf
„unbestimmte Zeit“.

„Ach was,“ sagte Kusine Olga entschlossen, „da springe
ich selbstverständlich ein. So kann ich mich wenigstens nützlich
machen.“

Und sie sprang ein. Frau Gnieffe erlebte ihr Wunder, das
man zu geben.

Frühmorgens machte Olga den Kaffee, deckte den Tisch,
räumte auf, fertigte die Kinder für die Schule ab, brachte die
Kleinsten in die Spielschule, wobei sie ihr unterwegs sogar
Kleinigkeiten kaufte, und besorgte die täglichen Wirtschaft-
einkäufe usw. Und wenn nicht vom Mittagstisch das Essen,
von Kusine Olgas sachkundigen Händen zubereitet, gar so ver-
führerisch geduftet hätte, Frau Oskar Gnieffe hätte sich tagsüber
überhaupt nicht mehr von der „Chaiselongue“ erhoben und sich
mit den abendlichen Vergnügungsausgängen begnügt, wozu man
die tüchtige Kusine, gleichsam zur Belohnung, großzügig mit-
nahm und „freihielt“.

Ach, es war ein ganz anderer Geist mit Kusine Olga in das
Gnieffesche Haus eingezogen, und dieser Geist war erfrischend
für die ganze Familie. Olga wucherte und schaffte für drei
und kostete dabei nicht einen Pfennig Lohn, und Frau Oskar
Gnieffe dachte verwundert: wie ist das nur möglich, daß meine
Schwägerin mir dies Juwel zugeht hat!

Ja, wie war das möglich? Das Wunder war noch nicht —
blau geworden.

Und als dann nach einigen Wochen Kusine Olga trotz drin-
gendster Bitten der ganzen Familie, zu bleiben, unwiderstehlich
abreiste, da war Frau Gnieffe tiefbetrübt, und fand nur in der
Tatsache einen kleinen Trost, daß Olga ein Paar ihrer Schuhe
mitzunehmen vergessen hatte, und Frau Gnieffe hatte glück-
licherweise dieselbe Schuhnummer.

Am nächsten Tage trat das ausgeliehene Mädchen wieder
ein, und Gnieffes dachten sehnsüchtig an Kusine Olga. Aber
am übernächsten war der Monatserte, und da flatterten zur
höchsten Ueberraschung des Ehepaares etliche Briefe herein, die
merkwürdigerweise fast alle den Ortspoststempel trugen. Und
da einige auch noch als Kopf den Namen einer ortsanfälligen
Firma trugen, öffnete Herr Oskar Gnieffe, der seine Schulden
zu machen pflegte, dieselben mit gemischten Gefühlen. Er
reichte sie mit vorwurfsvollem Blick der Gattin, und diese
durchfuhr beim näheren Hinsehen ein heilloser Schrecken.
Rechnungen!

Ja, Rechnungen vom Kaufmann, vom Fleischer, von Kon-
fektions- und Juweliergeschäften, Uhrmachern, Kunstwaren-
handlungen usw. Und alle begannen sonderbarerweise mit etwa
folgendem Text:

„Ihrem Wunsche gemäß beehre ich mich, Ihnen heute die
Rechnung über untenstehende Waren zu überreichen und bitte
um frdl. Bezahlung usw.“

„Frau!“ schrie Herr Gnieffe, als er mit der Durchsicht zu
Ende war, und raufte sich die Haare.

„Mann!“ schrie Frau Gnieffe und fuhr wie eine Furie in
die Höhe. Zwei Kampfahne funkelten einander an, jeder zum
vernichtenden Todesstoß bereit.

Aber dann sahen sie beide mit einemmal noch einen bisher
ganz unbeachteten Brief auf dem Tische liegen. Und die Hand-
schrift war ihnen allzu bekannt, als daß sie nicht beide wie auf
ein Kommando danach gegriffen hätten. Der Brief konnte nur
von Erwin Gnieffe sein. Aber was zum Teufel? So viele
Stempel? Und so viele Marken? Und der letzte offenbar aus
Hamburg? Was bedeutete das?

Oskar Gnieffe riß den Umschlag mit Festigkeit auf. Startete
auf den Briefbogen. Der trug ganz friedlich am Kopf von
Erwins Handschrift den Namen der Stadt, in der die Familie
Erwin Gnieffe immer schon wohnte. Das Datum jedoch lag
mindestens eine Woche zurück.

Der Brief war sehr kurz und lautete etwa:

„Wie gefällt Euch Kusine Olga? Wenn Ihr die ersten Rech-
nungen erhaltet, laßt sie sofort verhaften. Uns hat sie fast
ruiniert, indem sie schlaunweg Schulden auf Schulden auf unser
Konto machte. Da Ihr ja so reich seid, wollten wir Euch dies
Vergnügen gönnen. Aber jetzt wird's schon genug sein. Haltet
sie fest, damit sie für ihren frechen Betrug gebührend bestraft
wird.“

Die Ehegatten starrten einander an.

„Das ist alles?“ ächzte Frau Oskar Gnieffe.

„Nein, hier steht ja noch was. Aber — zum Ausdruck! Kann
das stimmen? Das ist ja von ihr selber geschrieben.“

„Von wem selber?“ freizte Frau Gnieffe vor Erregung
zitternd.

„Na, von wem,“ höhnte der Gemahl, „von deiner patenten
Kusine.“ Und er las knirschend vor Zorn: „Sie schreibt: Zu
spät, meine Lieben. Ich bin unbekannt verzogen. Gebt Euch
keine Mühe. Mit herzlichem Gruß Eure Olga.“ Und er
fügte mit letzter Kraft hinzu: „Da hat sie also den Brief ab-
gefangen, das schlaue Luder!“

Geschichte eines Russes

Von Eugen Heltai.

Den Helden der Geschichte werden wir kurz Zacharias nennen. — Zacharias ist ein vermöglicher Mann, er hat eine junge, hübsche Frau. Zacharias liebt dennoch im Trüben zu fischen und auf verbotenen Wegen zu gehen. Das Leben ist kurz, und wie der Dichter sagt: „Pflücke die Rose einer jeden Stunde.“ Auf dieser Grundlage begann Zacharias der Frau seines Nachbarn den Hof zu machen. Der Nachbar, den wir getrost Kajetan nennen können, war ein ruhiger, sogar weiser Mann. Er bemerkte, welche Absichten Zacharias hegte, aber er sprach kein Wort. Mit der Schamheit kluger Ehemänner lachte er lautlos vor sich hin, wie Mid Carter im 65. St. Kaum hatte sich der Gemahl entfernt, erschien Zacharias mit ungeheurer Buntlichkeit bei der schönen Nachbarin. Wie feurig er immer auch deklamierte, weiter als zum Handkuß vermochte er es nicht zu bringen.

„Dies ist so nicht richtig,“ sprach er zu sich, und er entschloß sich nach längerem Ueberlegen zu einem entscheidenden Schritt. Am nächsten Tag drückte er auf die roten Lippen der Frau ohne jede Einleitung einen schallenden Kuß. Doch im selben Augenblick trat hinter einer spanischen Wand der Gemahl hervor.

Dies ist die übliche dramatische Wendung. Zacharias erleichte, da in Kajetans Hand furchtbar ein Revolver blinkte. Aber Kajetan schoß nicht. Im Gegenteil, er lächelte und sagte höflich: „Ich verlange Entschädigung . . . fünftausend Mark.“

Und er ließ den Revolver mit blutstarrtem Lächeln im Sonnenschein funkeln. Zacharias zog, ohne ein Wort zu sagen, seine Brieftasche hervor, legte zwei Tausender auf den Tisch, vier Fünfhunderter, zehn Sunderter, insgesamt fünftausend Mark. Durchs Herz getroffen, ernüchtert ging er davon.

Bis hierher ist die Geschichte nicht neu. Ehemänner wenden oft und gern diese Form der ritterlichen Genugthuung an, bei der ja der Gemahl satt wird, und auch der Versucher sich freut, mit heiler Haut davongelommen zu sein.

Aber Zacharias freute sich nicht. Es tat ihm um seine fünftausend Mark leid und er wollte sie um jeden Preis zurückhaben. Er bat alle Welt um Rat, endlich erhielt er auch einen anonymen Brief, in welchem ihm ein unbekannter Gönner folgendes schrieb: „Wenn Sie Ihr Geld zurückerhalten wollen, machen Sie es wie Kajetan. Verstecken Sie sich im Zimmer Ihrer Frau hinter einer spanischen Wand.“

Vom jungen Mozart

Es ist bekannt, wie früh schon Mozart und seine Schwester von den Eltern als Wunderkinder auf Reisen geführt wurden, von 1763 bis 1766 nach Frankreich, England und den Niederlanden. Unterwegs wurden sie überall, besonders an den Fürstentümern, mit Beifall und wertvollen Geschenken überhäuft. Nach dem ersten Konzert in Frankfurt a. M. schrieb der Vater Mozart an einen Salzburger Freund: „Alles geriet in Erfüllungen. Gott gibt uns die Gnade, daß wir allerorten bewundert werden. Wolfgang ist ganz außerordentlich lustig, aber auch schlimm (mutwillig). Einmal fing er, da er morgens erwachte, an zu weinen: Es wäre ihm so leid, daß er die guten Salzburger Freunde nicht sehe.“ In Frankfurt hörte ihn auch Goethe, der damals etwa vierzehn Jahre alt war. Nach vielen Jahrzehnten berichtete er Cederemann, daß er sich „des kleinen Mannes in seiner Frisur und mit Degen noch ganz deutlich erinnere“. In Paris fanden die Wunderkinder die wärmste Aufnahme und kamen auch an den Hof König Ludwigs des XV., wo sie sowohl künstlerisch wie auch persönlich alles entzückten. Schon damals zeigte der kleine Wolfgang einen Charakterzug, der ihm stets treu geblieben ist: Die Verachtung alles Lobes der Großen und eine gewisse Abneigung, vor ihnen zu spielen, wenn sie nicht zugleich Kenner waren. Die Marquise Pompadour ließ den kleinen Wolfgang auf einen Tisch stellen, er neigte sich zu ihr hinüber, um sie zu küssen, was sie aber abwehrte, worauf er unwillig fragte: „Wer ist die da, daß sie mich nicht küssen will? Hat mich doch die Kaiserin geküßt!“ Aus Paris schrieb damals der bekannte Gelehrte Friedrich Melchior Grimm: „Es ist dem kleinen Mozart nicht nur ein Leidtes, mit der größten Genauigkeit die allerschwersten Stücke auszuführen, und zwar mit Händchen, die kaum die sechs Tasten greifen können, nein, es ist unglaublich, wenn man sieht, wie er eine ganze Stunde hindurch phantasiert und sich so der Begleitung seines Genies und einer Fülle entzückender Ideen hingibt, welche er mit Geschmack aufeinander folgen läßt. Er hat eine solche Fertigkeit auf der Klaviatur, daß, wenn man sie ihm durch ein darüber gelegtes Tuch entzieht, er nun auf dem Tuche mit derselben Schnelligkeit und Genauigkeit fortspielt. Es ist ihm eine Kleinigkeit, alles, was man ihm vor-

legt, zu entziffern; er schreibt und komponiert mit einer bewunderungswürdigen Leichtigkeit, ohne sich dem Klavier zu nähern und seine Afforde darauf zu suchen.“ So warmherzig das Gemüt des kleinen Wunderkünstlers war, so kannte er keine Rücksicht, wenn jemand falsch spielte. In der Wiener Hofburg hörte der Sechsjährige, wie in einem Nebenzimmer Kaiser Franz I. Violine spielte, und er konnte sich nicht enthalten, bald „psui, das war falsch!“, bald „Bravo!“ zu rufen. Als er bei der Kaiserin war, führten ihn zwei der Erzherzoginnen herum, und als er auf dem glatten Fußboden hinfiel, kümmerte sich die eine der Prinzessinnen nicht um ihn, die andere, Marie Antoinette, hob ihn auf und tröstete ihn. Er sagte zu ihr: „Sie sind brav, ich will Sie heiraten!“ Sie erzählte das der Mutter, und als diese Wolfgang fragte, wie ihm dieser Entschluß käme, antwortete er: „Aus Dankbarkeit; sie war gut gegen mich, während ihre Schwester sich nicht um mich kümmerte.“

(Aus dem sehr lesenswerten und fesselnden: „Mozart. Seine Persönlichkeit in den Aufzeichnungen und Briefen seiner Zeitgenossen und seinen eigenen Briefen.“ Freiburg i. B., Serder & Co.)

Wie's gemeint ist!

Ein junger Prediger, der sich für einen ganz vorzüglichen Redner hielt, predigte zum ersten Male in einer französischen Domkirche und nahm, als er die Kanzel verließ, mit aufrichtigem Behagen die Glückwünsche der Kirchenbesucher entgegen. Nur sein Bischof, ein liebenswürdiger und geistvoller Greis, schwieg beharrlich. „Monseigneur,“ sagte der Abbe, über das Schweigen geärgert, „könnte ich nicht auch Ihre aufrichtige Meinung über meine Predigt hören?“ — „Sie hat mich an den Degen Karls des Großen erinnert,“ erwiderte der Bischof freundlich. Der Abbe, ganz stolz, rief erfreut: „Der Degen Karls des Großen, oh, er hat viele Siege davongetragen!“ — „Nein, es ist nicht das,“ erwiderte der Bischof, „er war lang und schlach!“ — Einem wichtigen Abbe wurde einst mitgeteilt, daß der ihm sonst wohlgesinnte Marschall Turenne aus irgendeinem Grund sehr böse auf ihn sei. Der Abbe begab sich zu dem Fürstenden, der ihm, als er eintrat, sofort den Rücken wandte. „Ah, nun bin ich zufrieden,“ rief der Abbe aus, „ich sehe, daß Sie mich nicht wie einen Feind behandeln.“ — „Wie das?“ fragte erstaunt Turenne. — „Sie werden Ihrem Feinde niemals den Rücken kehren,“ versetzte der Abbe. Der Marschall reichte dem alten Freunde lächelnd die Hand, indem er sagte: „Man kann Ihnen wahrlich nicht lange böse sein!“



Meinem lernenden Kinde

Ein Händchen, ein kleines, läuft übers Papier —
Ein Stimmchen, ein feines, sagt: „Ich buchstabier!“
Ein Fingerring tippt auf der Schrift hin und her
Und denkt: die Silben — es wird doch recht schwer.

So schau ich das Geistchen wie's leise begreift.
Ein Fröckchen am Baume des Lebens, das reift —
Da hab ich dem Bübchen die Arbeit verüßt,
Flink Finger und Händchen geherzt und geküßt!

Elisa Neuhaus-v. Hadeln

DFG